

Politische Wochenschau

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **15 (1925)**

Heft 20

PDF erstellt am: **28.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Unser Subilar hat außer seinen Gedichtbänden zahlreiche köstliche Geschichten für die Jugend geschrieben, er versuchte sich auch in der Dramatik. Das beste dramatische Werk ist sein „Krippenspiel“, in dem sich Heiliges und Ungeschlacht-Bäurisches in einer Harmonie vereinigen, und das in der Schweizerischen Literatur seinesgleichen nicht hat.

Wenn wir Meinrad Vienerts Werke lesen, so überrascht uns immer wieder ihre Frische, die uns nicht erraten läßt, daß der Dichter schon an der Schwelle des Alters steht. Wir fühlen, daß er trotz seiner Jahre im Geiste noch jung geblieben ist und werden wohl nicht enttäuscht, wenn wir hoffen, daß der lebendige Born seiner Dichterkraft nicht versiege, und uns im Gegenteil noch lange Zeit erquicke und labt! Und, statt daß wir ihm zu seinem 60. Geburtstage ein geruhames und beschauliches Alter wünschen, rufen wir ihm jenen tatlustigen Kampf zu, der ihn zu einem seiner besten, wenn nicht zum besten Dichter überhaupt begeisterte: „Satius!“ Hans Zulliger.

* * *

Zwei Gedichte von Meinrad Vienert.

D'Wält im Mai.

's heißt, d'Werde sing äs Chummertal.
Was saist jek du, o Nachtigal,
Wo's üß'rei fot a blüöhe?
Wo 's Müggli tanzt um Hus und Stall;
Wo jedem chlyne Maiteli
Fönd d'Bäggli afo trüde.

Se red's du, Värch im Morgerot,
Wie Tags dr Himmel offe stoht,
As alls gseht g'mittt drüme.
Und wien 'r 's himlisch Viedt nu lot,
Dur d'Stärnli wie dur ne's Sib,
Nu Nachts uf d'Werde schyne.

Und jek red du, o Härz im Mai!
Laß' d'Fuger los! Bist nüd älei;
Aes Echo git's gäntume.
Wo jedem Schybli hunt's dr hei.
Zeddwedes Ohreglänggeli
Git's wien äs Glöggli ume.

's Heiwehliedli.

Muoh eister dra sinne
As Füür uf dr Weid.
Sind Büöbli und Maiteli
's Holz drzuo trait.

Sind grasgrüne Fare
Und Bluome dri lnt.
Sind geigled drumume.
O säligi Zyt!

Und 's Räuchli ist gstige
Wyt über all Rai.
Vom Füürli äs Glüühli
Ist still mit mer hei.

Und 's Heiweh, das hät mer's
Uf's Meer noetrail,
Und hät mer's nu glüühnig
Is Härz ineg'gleit.

(Aus „S'Chwäbelpfiffli“ 2. Verlag S. R. Sauerländer & Co., Marau.)

Politische Wochenschau.

Die europäische Politik wird immer noch von Problemen beherrscht. Man merkt dies am besten, wenn die Wellen abgeebbt haben nach einer durch irgend eine Persönlichkeit hervorgerufenen politischen Aufregung. Da

richtet sich jeweilen die allgemeine Aufmerksamkeit wieder dem eigentlichen Untergrunde aller politischen Bestrebungen, eben jenen Problemen zu. So wieder nach der Wahl Hindenburgs zum deutschen Reichspräsidenten. Gerade im Falle Hindenburg erkennt man, wie wenig von diesen sogenannten großen Persönlichkeiten in letzter Linie das Schicksal der Völker abhängt. Wenn Hindenburg auch das Symbol der deutschen Monarchie und deren Hoffnungen auf Wiederaufrichtung ihrer Macht und Geltung ist, so hat doch seine Silberhebung an den politischen Notwendigkeiten, die für Deutschland und für Europa bestehen, wenig oder nichts geändert.

Sogar in Frankreich hat man sich mit den deutschen Wahlen abgefunden. Ja, dies sogar in einer für Fernstehende recht verwunderlichen Weise. Die Gemeindewahlen sind unter dem Eindruck der deutschen Drohung gestanden, aber durch sie nicht beeinflusst worden; die Parteien, die aus der Rechtsentwicklung im Nachbarlande Gewinn zu schlagen hofften, sind im Gegenteil jämmerlich geschlagen worden. Der Sieg des Linkskartells ist durch die Stichwahlen vom letzten Sonntag noch bedeutend verstärkt worden. Das französische Volk zeigte wieder einmal mehr, wie besonnen und sicher es sich auf politischem Boden bewegt. Es hat zwar mit Briand als Ersatz für Herriot eine deutliche Rechtswendung gemacht; sie war ihm aufgenötigt durch die Haltung des englischen Volkes. Neben dem kühlen Realpolitiker Chamberlain macht sich der berechnende Diplomat Briand besser als der idealistische Feuerkopf Herriot. Eine richtiggehende Demokratie schafft aus sich heraus immer die Führer, die der politischen Situation angepasst sind.

Freilich für die Lösung der politischen Gegenwartsfragen bedeuten die neuen Männer keine Beschleunigung. Briand zögert mit seiner Antwort auf Stresemanns Garantieangebot. Zum Handeln gedrängt, erklärt er, daß er den Text des Dokumentes noch einmal einer gründlichen Prüfung unterziehen müsse. Abwarten, nicht voreilig sich binden, ist das bewährte Rezept der alten Diplomatie. Inzwischen ändert sich die Situation, vielleicht unter der Hand herbeigeführt, wie man sie haben will.

Zwischenhinein hat die französische Regierung in Marokko drüben ein kleines Kolonialproblem zu lösen. Sie tut es mit dem bewährten Mittel der Maschinengewehre und Fliegerbomben und glaubt damit rascher ans Ziel zu kommen als mit Verhandlungen. General Lyautey hat zu allgemeiner Überraschung plötzlich 25,000 Mann gegen die Rifkabylen aufgebotsen und diesen bereits blutige Gefechte geliefert. Man vermutet, daß es sich um ein Zusammengehen mit den Spaniern handelt, die entlastet werden sollen. Diese Kombination wird in Abrede gestellt. Ob es den Franzosen besser gelingen wird, das Rätsel Abdelkrim zu lösen, als es den Spaniern bisher gelungen ist? Man verwundert sich nicht ohne Grund darüber, daß es diesem Kabylenführer bis heute gelungen ist, sich mit seinen Leuten gegen das wohlgerüstete spanische Heer zu halten. Man stellte allerlei Vermutungen auf über die Herkunft der Maschinengewehre und der Flugzeuge, die ihm in immer größerer Zahl und verbesserten Auflagen zur Verfügung stehen. Irgendwoher mußte dieser Widerstand geschürt und genährt werden. Abdelkrim ist jedenfalls gebildet und geschickt genug, um solche rückwärtige Verbindungen anzuknüpfen und zu unterhalten. Er soll kein gewöhnlicher Rebell, sondern ein Mann von Stand und Bildung sein, auf spanischen Universitäten studiert haben, und lange in Melilla als Journalist tätig gewesen sein. Die Franzosen behaupten, daß er sie angegriffen habe. Es ist wohl möglich, daß ihm seine Erfolge über die Spanier und über seinen Konkurrenten, den kürzlich verstorbenen Raissuli, den Kamm haben wachsen lassen und er sich für mächtig genug hielt, auch die Franzosen aus dem Land und an die Küste zu werfen. Das dürfte ihm nicht so leicht gelingen; denn seine Gegner sind diesmal nicht ungeübte Spanier, sondern kriegsgewohnte Franzosen.

Es scheint, daß auch die pazifistische Regierung Painlevé-Briand-Caillaux entschlossen ist, den Krieg mit aller Energie und Beschleunigung zu führen, um den kolonialen Rücken baldmöglichst frei zu bekommen und nicht mit halbabgewandter Front vor Deutschland stehen zu müssen bei den kommenden Besprechungen über den Sicherheitspakt.

Frankreich hat die Finanzkrise noch nicht endgültig überwunden. Zwar ist mit Caillaux das Vertrauen der Finanzwelt wieder zurückgekehrt; der Franken hat sich gehalten; mit Bedacht bereitet der kluge Rechner Caillaux die Lösung vor: bessere Ausnutzung der Monopole, verschärfte Besteuerung des Grundbesitzes. Aber bereits melden sich neue Schwierigkeiten. Coolidge sendet eine Note nach Paris, worin er die Franzosen energisch mahnt, sie sollten endlich bindende Vorschläge machen über die Rückzahlung ihrer Schulden an Amerika.

Immer schärfer tritt der Gegensatz der angelsächsischen Welt zu Frankreich und zum übrigen Westeuropa zu Tage in der Beurteilung der politischen Gegenwartsprobleme. Den Amerikanern und den Engländern versperrt immer der Dollar in der Brieftasche den Weg zum Herzen. Sie stehen kalt und fühllos der europäischen Not gegenüber. Hilf dir selbst, so hilft dir — Morgan. Mit andern Worten: macht Friede, dann wollen wir miteinander reden! Diese Politik — Baldwin kann sie begreiflicherweise nicht so strikte befolgen wie sein Vetter drüben — ist für Europa und den Weltfrieden außerordentlich hemmend. Denn sie gleicht dem Verhalten des fühllosen Zuschauers zwei erschöpften Streithähne gegenüber; beide können nur vor Schaden bewahrt werden durch Trennung und freundliches Zureden. Es fehlt der angelsächsischen Politik an Mitleid und Güte und am Verantwortungsgefühl des Starken dem Schwachen gegenüber.

Der Versailler Vertrag liegt immer noch wie ein Alpdrück auf dem gebeugten Europa. Amerika hat ihn nie anerkannt. Die englischen Konservativen sehen in ihm das Werk ihrer liberalen Gegner; sie sind geneigt, ihn aufzugeben. Man spricht von einem britischen Geheimdokument, das die Bedingungen zur Revision des Friedensvertrages von Versailles festlegt. Es betrifft dessen Bestimmungen über die Ostgrenze. Wenn die New-Yorker-Meldung über dieses Dokument sich bewahrheitet, dann bedeutet das, daß die ganze Ostfrage in nächster Zeit aufgerollt wird.

Deutschland stellt bekanntlich für seinen Eintritt in den Völkerbund wie für seine Mitarbeit an der Sicherheitsfrage die Bedingung, daß die Ostgrenzenfrage nicht berührt werde, das will also heißen, daß es sich in dieser Frage nicht binden lassen wolle, daß es vielmehr eine Revision der Grenzen gegen Polen hin anstrebe. Dann besteht noch die Frage des Anschlusses von Österreich an Großdeutschland. Unter der Hand ist in dieser Richtung schon eifrig gearbeitet worden. In Wien ist jüngst eine österreichisch-deutsche Arbeitsgemeinschaft gegründet worden. Sie will zunächst die kulturelle Vereinigung beider Länder verwirklichen: gemeinsame Justizverwaltung, gemeinsame Währung, gemeinsame Wirtschaftsbestrebungen. Deutschland kommt dem österreichischen Bruder schon jetzt zollpolitisch generös entgegen. Wissenschaftlich, kirchlich, künstlerisch und auf dem Unterrichtsgebiet wird der Anschlußgedanke bewußt gefördert. Österreich selbst befindet sich dabei in einem schweren Dilemma. Nicht alle Österreicher sind großdeutsch gesinnt; die industriellen Kreise, soweit sie nicht dem Stinneskonzern angehören, schon gar nicht. Die Wiener Industrien brauchen weniger die hochqualifizierte Konkurrenz aus dem Reiche als die einstigen Absatzgebiete donauabwärts. Die Donauföderation wäre für Österreich die bessere Lösung. Aber sie widerstrebt den Nachfolgestaaten, die dabei einen Teil ihrer Souveränität und auch ihrer Grenzen aufgeben müßten. So bleibt Österreich wohl noch auf Jahre hinaus das kranke Organ im mitteleuropäischen Körper und die schwache Stelle, da der deutsche Nationalismus Nährboden findet.

Die Nachfolgestaaten haben es bisher mit der Einpflanzung des kranken Organs versucht. Die Kleine Entente schloß sich zu einem festen Isolerring um Österreich und Ungarn zusammen. Auch Ungarn ist solch ein krankes Organ, nur viel lebenskräftiger und darum auch viel gefährlicher für den Ostfrieden. Eben wurden auf einer Konferenz der Außenminister der Tschechoslowakei, von Jugoslawien und Rumänien, die in Belgrad stattfand, diese Fragen besprochen. Ungarn soll schärfer noch bewacht werden; man weiß, es wartet nur auf den günstigen Augenblick, um loszuschlagen und seine verlorenen Gebiete wieder zurückzuerobern. Beneš hat sich gegenüber Österreich zu einer loyaleren Zollpolitik entschlossen. Die Tschechoslowakei ist durch den deutschen Irredentismus im eigenen Staate lebensgefährlich bedroht. Sie sucht heute die Freundschaft Polens, mit dem es bis vor kurzem wegen Schlesiens im Streit lebte.

Den Anschluß an die Kleine Entente sucht auch Bulgarien, das seinen Außenminister auf Reisen geschickt hat, zunächst nach Belgrad — nachher will Ralkow nach Paris und London fahren —, um mit den Nachbarn Fühlung zu nehmen zwecks gemeinsamer Bekämpfung der bolschewistischen Gefahr. In Rumänien dürfte er williges Gehör finden; denn hier wird sie sehr aktuell; man hört von Unruhen in Bessarabien, mit terroristischen Attentaten, die die Verlängerung des Belagerungszustandes nötig machten. Ueber dem ganzen europäischen Osten hängt das bolschewistische Damoklesschwert. Ganz in der Stille wird es von Sowietrußland über den Regierungen der Nachbarstaaten aufgeknappt. Man traut den Sowjets nicht über den Weg. Auch in Westeuropa nicht, wo man ihren Gesandten gähtlich und verhöhlich die Türen geöffnet hat. In Rom hält der neue Sowietgesandte Dr. Platon Kergenzow eine beschwichtigende Rede und verspricht hoch und teuer, sich nicht in die innern Angelegenheiten des Gastgebers einmischen zu wollen. Gleichzeitig deckt die Polizei Beziehungen der Kommunisten mit Moskau auf. In Paris kompromittiert sich ein Mitglied der russischen Gesandtschaft so sehr mit den Kommunisten, die kürzlich ein Blutbad verursacht haben unter den jugendlichen Camelots du Roy, daß er von Krasin entlassen werden mußte, natürlich veranlaßt durch die energischen Vorstellungen der Regierung. Die konservative Regierung in London erwägt ernstlich den Gedanken, ob die von MacDonald geknüpften Beziehungen mit Sowietrußland nicht besser gelöst würden, da doch keine Anerkennung und Bezahlung der russischen Schulden zu erwarten sei. Natürlich werden damit die Ostprobleme nicht gelöst. Vielmehr muß angenommen werden, daß sie sich in der Folge noch verschärfen werden. Denn so gut wie dem unkonsoziierten Zustand in Mitteleuropa ein Fehler in der zwischenstaatlichen Organisation zugrunde liegt, so gut hat auch dieser östliche Unfriede eine Ursache, die auf irgend eine Weise einmal gründlich beseitigt werden muß, wenn die bolschewistische Gefahr sich nicht zur Weltgefahr auszuwachsen soll.

Wetterfahnenlied.

Von feierlichen Gemütern zu singen.

Einig, einig, einig weisen wir
Talaus alle mit vereintem Wollen,
Und wir wollen alle, was wir sollen:
Was der Bergwind pfeift, ist uns Brevier.

Bläst jedoch der Taltwind über's Rohr,
Müssen wir uns schleunigst bergwärts drehen;
Einig, mit des neuen Windes Wehen,
Sind wir treu im Wollen wie zuvor.

G. Sch.